Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 23 (1929)
Heft: 17

Artikel: Der rote Teufel [Fortsetzung]
Autor: Gysin, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926753

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gedrängt. Es entwickelte sich, vor allem in den Städten, ein Tauschverkehr, der dann durch das Mittel des Geldes stark gefördert wurde. Die Städte bildeten geschlossene Wirtschaftsgebiete für sich. Die Entwicklung des Verkehrs, die Fortschritte der Technik, die Ausdehnung der Arbeitsteilung und des Handels haben dazu geführt, daß die Menschen immer mehr auf einander angewiesen sind. Dieses Ineinandergreifen und Zusammenwirken der Einzelwirtschaften eines Volkes bezeichnet man als Volkswirtschaft. Die modernen Verkehrsmittel, der Welthandel und die Banken sind die großen Verbindungsglieder der einzelnen Volkswirtschaften. Diese Erweiterung zur Weltwirtschaft hat jedoch nicht ein Verschwinden der einzelnen nationalen Volkswirtschaften zur Folge.

Staat und Volkswirtschaft. Der Staat hat das Interesse der Allgemeinheit gegenüber dem Interesse einzelner zu wahren; erscheint etwas für den einzelnen als vorteilhaft, das vom volkswirtschaftlichen Standpunkt für die Gesamtheit schädlich ist, so ist es Aufgabe des Staates, einzugreifen. Ein wichtiges Mittel, das dem Staat einen Einfluß auf die Volkswirtschaft verschafft, ist die Gesetzgebung. Die Betätigung des Staates auf wirtschaftlichem Gebiete bezeichnet man als Wirtschaftspolitik. Häufig ist ein solches Eingreifen nötig zum Schutze der Schwächeren, die sich nicht selbst genügend zu helfen vermögen (z. B. Arbeiterschutz). Durch die Staatshilfe ist nicht nur den direkt Beteiligten, sondern auch der gesamten Volkswirtschaft gedient. Der Staat kann durch geeignete Maßnahmen die landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion fördern. Von großem Einfluß auf das Wirtschaftsleben ist die Zollpolitik eines Landes. Der Staat greift auch in das Verkehrswesen ein (Bahnen, Post, Bankwesen). Wie weit die Staatstätigkeit gehen soll, darüber sind die Ansichten geteilt. Tatsache ist jedoch, daß die staatliche Einmischung in das volkswirtschaftliche Getriebe in der jüngsten Vergangenheit stark zugenommen hat. Staat und Gemeinde treten auch immer mehr als Unternehmer auf. Bahnen, Post, Telephon, Telegraph ꝛc. werden teilweise oder ganz vom Staate betrieben; es sind dies zumeist der Allgemeinheit dienende Verkehrsmittel, die aus Gründen der Zweckmäßigkeit verstaatlicht werden. Größere Gemeinden besitzen Gas- und Elektrizitätswerke, Straßenbahnen ꝛc., die mitunter auch als Einnahmequellen für die Gemeinde in Betracht fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten von Hans Wagner, St. Gallen. (Fortsetzung.)

Die Bibel war Paul von Jugend auf ein liebes Buch gewesen, und wer glaubt, daß er sie jetzt nicht mehr gelesen habe, der irrt sehr. Manchen Sonntagnachmittag brachte er mit ihr und dem Schnapskrug zusammen zu: es war ihm, als ob der „Geist“ ihm helfe, die Sprüche zu verstehen. Die Bibel hatte ihm auch die Idee von der „lebendigen Quelle“ eingegeben.

Die Buben waren jetzt schon etwas herangewachsen und konnten das Geschäft so leidlich versorgen. Die Mutter war froh über die Hilfe und sorgte für die Buben, so gut sie konnte. Schnaps durften sie ihr keinen anrühren, aber Most sollten sie haben für den Sommer. Im Herbst wurde ein Faß Most gemacht, und vorsichtshalber wurde der Hahn nicht darein gemacht: „er braucht den Most nicht auch noch zu saufen!“ meinte der junge Pauli. Der Winter ging vorüber, und auch der Lenz und der Heuet stand vor der Tür, da meinte Bethli, sie könnten jetzt doch den Hahn ins Mostfaß machen. Und die Buben folgten diesem Befehl gern: Pauli klopfte mit dem Dengelhammer den Zapfen heraus, Hans stand mit dem Hahnen bereit und Heiri mit einem Kübel, um den etwaigen Spritzer aufzufangen. Der Zapfen flog heraus, schnell steckte Hans den Hahnen ins Loch, merkwürdigerweise lief aber die Sache ganz trocken ab; kein Tropfen kam in den sorglich bereitgehaltenen Kübel und als die Buben und die herbeigerufene Mutter die Sache genauer untersuchten, war das Faß trocken wie ein Scheunenboden. War der Most verdunstet? Der, welcher es hätte sagen können, war nirgends zu finden, aber ein langes Holunderrohr wurde hinter dem Faß entdeckt; der Most war nach oben gelaufen, entgegen allen Naturgesetzen.

Die Buben mußten diesmal mit Lindentee heuen, den man recht lange stehen ließ, bis er eine Farbe hatte wie Rotwein, sodaß es niemand merkte beim Vesper, daß der Heuet, wenigstens bei den Buben, alkoholfrei durchgeführt wurde. Es ging über Erwarten gut. So war das vermeintliche große Unglück zum — Glück geworden! Nein, soweit waren die

Buben und auch die Mutter noch nicht, um das zu sagen, aber sie hatten doch erfahren, daß man auch ohne alkoholische Getränke heuen kann.

Der Vater hatte nicht viel geholfen beim Heuen, obwohl er viel „starkes" Getränk zu sich geführt hatte jeden Tag. Die Buben waren sogar manchmal froh, wenn er am Nachmittag nicht mitkam und daheim seinen Rausch ausschlief; sie mußten sich weniger schämen vor den Leuten des Vaters wegen, und manche Arbeiten, besonders das Heuladen, waren direkt lebensgefährlich für ihn, sie mußten aufpassen wie bei einem kleinen Kind, und dann gab er manchmal noch Befehle, die niemand ausführen wollte noch konnte.

Wieder einmal war der „Edelschnaps" ausgegangen. Den Buben war das ewige Geläuf mit dem Schnapskrug zuwider, und so stimmten sie bei, daß beim Wein- und Schnapshändler im Bezirkshauptort ein Fäßchen bestellt werde, gefüllt mit „Bundesmilch". Der Bote, der die Bändel von Bethli und von den andern Frauen und Mädchen und auch etlichen Männern und Burschen, die Schnurverzierungen machten, in die Stadt führte und wieder andere „Rechnungen" (Seide) brachte, mußte das Fäßchen bringen. 45 Liter waren darin; der Händler habe gerade kein anderes frei gehabt. Das war ein Festtag für Paul. Sofort wurden die Strohflaschen aus dem Trog geholt, die zwar sonst „höhere Gäste" beherbergt hatten, und der Fusel darin einquartiert. Liebevoll trug Paul eine um die andere hinauf in die alte vornehme Wohnung, nur einen Krug voll behielt er unten. Jetzt war Paul wieder einmal fröhlich wie der reiche Mann im Gleichnis: Liebe Seele, du hast nun einen Vorrat auf lange Zeit. — Aber o weh! Kaum recht 14 Tage konnte er sein Glück in vollen Zügen genießen, und schon wollte der Quell versiegen. Zuerst dachte Paul an Hexerei, das köstliche Gut konnte doch nicht schon zu Ende sein! Dann kam er in große Seelennot: Wie soll ich das der Frau und den Buben sagen? Alles Schamgefühl war noch nicht aus seinem Herzen gewichen. Ganz niedergeschlagen setzte er sich nach der furchtbaren Entdeckung droben auf der Bühne auf einen alten Kuhkommet (Kuhgeschirr) und fing an zu studieren, aber es wollte ihm nichts in den Sinn kommen. Er stand auf und lief auf der Bühne aufgeregt hin und her, da fiel sein Blick auf den Brennhafen, der brachte ihn jetzt in Wut und er brüllte ihn an: „Du bist an allem schuld, du roter Teufel!" Und jetzt hagelte es Stöße auf den armen Burschen, sodaß sein Bauch ganz jämmerlich verbeult aussah. Langsam war bei der Bearbeitung der Zorn von Paul verraucht und ein rettender Gedanke blitzte durch sein Gehirn. Leise machte er den Trog wieder auf, nahm die größte Flasche heraus, hängte sie an den Mund, um ja keinen Tropfen von dem köstlichen Naß zu verlieren, dann ging er lautlos die Treppe hinunter, horchte an der Türe, und als er hörte, das die Frau drauflos-webte wie der Tausend, so ging er zum Wasserständli und schöpfte schnell die Korbflasche voll, dann schlich er damit wieder die Bühnentreppe hinauf und stellte sie an ihren Ort. Im Schopf holte er darauf den Dengelhammer und schlug damit die volle Flasche zusammen. Das Wasser lief bald in den Trog und weil er nicht wasserdicht war, auf die Bühne. Jetzt fing Paul an zu fluchen, wie schon lange nicht mehr, und ging lärmend hinunter zu seiner Frau, dort begehrte er auf wie ein Rohrspatz: „Es hat jemand die große Korbflasche kaput gemacht im Trog oben!" Bethli ließ angstvoll den Posamentstuhl stehen, schlug die Hände zusammen und rief: „Das wird doch nicht sein!" „Komm, schau, wenn du's nicht glauben willst," wetterte Paul und ging voraus. Auch die Buben hatten den Lärm gehört und kamen mit zu der Unglücksstelle. Alle umringten den Trog und wußten sich nicht zu helfen. Endlich fand Heiri Worte: „Er hat wahrscheinlich zu viel Geist gehabt, und hat die Korbflasche versprengt". Alle stimmten dem Ausspruche bei, am meisten natürlich der Vater. Wenn auch jetzt die alte Plage wieder da war mit dem Schnapsholen, so mußte er doch nicht die Vorwürfe von Frau und Buben hören wegen zu vielem Schnapssaufen, und das war ihm im Augenblick viel wert.

Ja, das Schnapsholen wurde für Paul zu einer großen Plage; seit die Buben größer waren, wollten sie nicht mehr gehen. Geld hatte er manchmal keines und auf Kredit wollten die Wirte nicht mehr gern geben; denn sie fürchteten sich vor Bethli. Nicht daß nicht bezahlt wurde, wenn sie wieder eine Rechnung schickten, nein, bald kam Bethli und zahlte dieselbe mit ihrem sauer verdienten Posamentergeldli, dabei hielt sie aber dem Wirt eine Ansprache, daß ihn das Geld nachher brannte, als ob es glühend wäre, und er fürchtete sich vor den Augen der armen Frau, sodaß er sich jedesmal innerlich gelobte: „Dem Pauli gibst du aber keinen Schnaps mehr!"

Wenn aber Paul wieder mit dem Krug kam und anhielt, wie eine arme Seele vor der Himmelstüre, so erbarmte er ihn doch wieder, und zur Entschuldigung sagte er zu seiner Frau: „Wenn nicht ich ihm gebe, so gibt ihm ein anderer". Der „andere" war der Sternenwirt.

Auch Pauli fing sich an zu fürchten vor den Augen seiner Frau. Viel lieber hätte er die ärgsten Schimpfreden von ihr angehört, als daß er einen Blick ihrer immer noch schönen Augen aushielt; es lag etwas Unaussprechliches darin, das ihn manchmal zu einem Gelübde vor sich selber zwang: „Es muß anders gehen!" Und er nahm manchen Anlauf. Er hielt Besprechungen mit seinem Krug und seinem Gläslein, hauptsächlich am Morgen, wenn er sich zum erstenmal „stärkte", da sagte er zu ihnen: „Mit einem Gläslein kann ich's diesen Vormittag machen".

Es war Paul ernst mit diesem Versprechen sich selbst gegenüber, aber schon nach dem ersten Gläschen kam eine andere Stimmung über ihn: er mußte schon auf der Treppe wieder umkehren und noch eins nehmen. Beim Hinabgehen warf er dem Brennhafen allerdings einen giftigen Blick zu: „So, Teufel, du hast mich wieder erwischt!" Und Paul mußte wieder seinen Weg machen, wie die andern Tage, an denen er sich selber kein Versprechen gegeben: auf die Bühne zum Trog oder auch nur zum Küchenschrank, wo er gewöhnlich der Bequemlichkeit halber eine kleine Flasche stehen hatte.

So schleppte sich Paul hin durch die Tage und Wochen und Monate und Jahre. Mit dem Arbeiten war nicht mehr viel, und wenn er einmal ein wenig nüchtern war, so kamen ihm schwermütige Gedanken; er fühlte, daß er sich selbst und auch seinen Angehörigen nur noch eine Last war, und wünschte, daß es Krieg geben möchte und er erschossen würde. Aber es wollte keinen Krieg geben.

Endlich kam ihm der Gedanke, daß ja der Unterschied nicht so groß wäre, zwischen dem erschossen werden und dem sich selber erschießen. Ja, mit der Zeit kam es ihm vor, als wenn er eigentlich ein gutes Werk täte, wenn er seinem Leben ein Ende machte. Vom Vater her besaß er noch eine Vorderladerflinte. Diese lud er vorläufig mit Pulver, eine Kugel war nicht vorhanden, aber als er über den Hauptplatz lief, den Marmelplatz der Dorfjugend, fand er am Boden einen Marmel, der wohl von einem Kind in der Eile vergessen worden war. (Die Kinder fürchteten sich manchmal vor ihm, und manchmal hatten sie ihr Gespött mit ihm, je nachdem er „geladen" hatte.) Und siehe da: der Marmel paßte in den Flintenlauf, als ob er von jeher dafür bestimmt gewesen. Also wurde fertig geladen, noch das Zündhütchen auf das Kaminchen, und alles war bereit, um das gute Werk zu vollbringen.

Als er sich unbeobachtet glaubte, so „zwischen Licht" (Abenddämmerung), nahm er sein Geschütz unter das blaue Ueberhemd und machte sich aus dem Hause, dem Bach nach hinunter. Bald hatte er eine günstige Stelle gefunden: einige dichte Saalweiden, die ihn verbergen würden. Der Hahn war schon aufgezogen, nur noch ein wenig tiefer hinein. Aber es sollte doch nicht sein, ein kleines Weidenrütchen zwängte sich an den Drücker und bumm! der Schuß ging hinaus. Die steinerne Kugel durchbohrte den breiten Hutrand und das Feuer machte Paul recht warm, so daß er jetzt auf einmal fast nüchtern war, er zog den Hut ab, steckte den Zeigefinger durch das schön runde Loch und sagte halblaut: „Wenn das Loch jetzt nur in meinem Herzen oder in meinem Kopf wäre, so hätte alles ein Ende!" Nach einigen Augenblicken fing es ihm aber doch zu grausen an: er sah im Geist ein Roß vor sich mit verdrehten Augen, aus einer Schußwunde blutend, ein Bild aus seiner frühesten Jugend. Zuletzt dachte er: „Ich bin doch eigentlich ein dummer Kerl gewesen, warum will ich meiner Frau und meinen Kindern noch die Schande machen mit Erschießen; ich kann mich ja zu Tode saufen, es wird wohl nicht mehr so lange gehen, bis der Tod mich nimmt".

Natürlich erzählte er sein Abenteuer daheim nicht. In der Nacht darauf träumte er: er mähte Korn im Zielacker, Bethli und die Buben häufelten. Dann wurde gebunden und der Großvater kam mit dem Leiterwagen, bespannt mit einem schwarzen Pferd, das beständig die Augen verkehrte. Nun sollten die Garben aufgeladen werden. Er, Paul, mußte die Garben mit einer langen Gabel hinaufgeben. Der Großvater stand beim Roß und auf dem Wagen gewahrte er eine Gestalt mit einem großen Kopf, einem dicken glänzenden Bauch, der allerdings einige große Beulen hatte und zwei Ziegenbocksfüßen: der Lader war der rote Teufel. Als Paul die Garben auf dem Wagen recht ansah, hatten sie außenherum Menschenköpfe mit blauen Nasen. Zwei ganze „Aetter" (Schichten) lagen schon da, nur in einer Reihe noch eine Lücke und der Rote auf dem Wagen

rief: „Da mußt du hinein, Pauli!“ Paul konnte sich wehren, was er wollte, der Rote zog ihn an seiner eigenen Gabel hinauf und trampte ihn in die Lücke. Jetzt kam der Bindbaum, der Rote saß darauf und fing an zu singen: Diese müssen alle sofort in die unterste Hölle zum tanzen, tanzen, tanzen! Der Großvater war nicht da, Bethli und die Buben standen weinend hinter dem Wagen, der nun zu fahren anfing, immer schneller und schneller und schneller ging es einem scheußlichen Abgrund zu. Paul wurde von einem Schwindel erfaßt und verlor das Bewußtsein.

Paul erwachte ganz in Schweiß gebadet und war froh, nur geträumt zu haben. Manchmal hatte er jetzt in der Nacht so furchtbare Träume, daß er sich fast nicht ins Bett getraute, besonders wenn er nicht ganz „genug“ Schnaps in sich hatte.

Es wurde aber immer schwerer, für jeden Tag „genug“ Schnaps zu bekommen, das heißt lieber etwas mehr als einen Doppelliter als weniger. Es ist nicht zu ersagen, was der Arme alles ausdenken mußte, um zu seiner Sache zu kommen. „Selige Tage“ waren eigentlich nur noch die Brenntage, da mußte er nicht lügen, aber sonst sozusagen an jedem andern Tag und zudem durften es nicht immer die gleichen Lügen sein: vom Rückenweh, von der kranken Kuh oder Ziege ꝛc. Auch das Herumstehen beim Brennen der Bauern war nicht immer von Erfolg, oder es schaute nur etwa ein Gläschen „Abgestandenes“ heraus; denn die Vernünftigen unter den Bauern sahen doch selber, daß sie da einen Menschen vergiften halfen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Das ist entschieden zu viel, daß im Jahr 1930 nicht weniger als vier „Internationale Taubstummen-Tagungen“ stattfinden sollen, nämlich in: Berlin, Buffalo (Amerika), Lüttich (Belgien) und Algerien (Nordafrika)! Was denken sich die Gehörlosen eigentlich? Ein einziger Gehörlosenkongreß nimmt Zeit, Kraft und Geld schon über Gebühr in Anspruch. Könnte die „Internationale Liga zur Wahrung der Rechte der Gehörlosen der Welt“ hier eingreifen und einen einzigen Gehörlosenkongreß alle zwei oder drei Jahre anstreben, aber einen Kongreß, der dann auch praktischen Erfolg verspricht?

Das Fernsehen erfunden, für uns Gehörlose von großer Bedeutung. Die schöne Erfindung des Radio war für den Gehörlosen praktisch bedeutungslos, da er ja nicht hören kann, was vom Sender geboten wird. Das soll nun mit einem Schlage anders werden! Letzthin erschien in der Berliner Zeitung die Mitteilung, daß es dem Berliner Kaufmann Rudolf Levy gelungen ist, den plastischen Fernseher zu konstruieren. Dieser ist im vorigen Jahre patentamtlich geschützt worden. Selten ist wohl seit dem Erscheinen des Kinofilms eine Erfindung von solcher Bedeutung für die Gehörlosen wie diese. Levys Bruder Alfred ist selbst schwerhörig und in der Taubstummenanstalt Berlin-Weißensee erzogen worden.

Mit dem plastischen Fernseher könnten aktuelle Tagesereignisse aller Art, Pferderennen, Boxkämpfe, Sportveranstaltungen, ferner Lehr- und Unterhaltungsfilme übertragen werden, bedeutende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens könnten von Angesicht einer unbegrenzten Teilnehmerschar vorgestellt werden und tausend andere Dinge könnten Millionen Menschen zu gleicher Zeit sichtbar in ihr Heim gesandt werden.

Was diese wunderbare Erfindung für den Gehörlosen bedeutet, der nun nicht mehr zur Seite zu stehen braucht, wenn andere dem Radio lauschen, sondern selbst an allen aktuellen Tagesereignissen teilnehmen kann, das kann jeder sich selbst ausmalen. Was den armen Blinden das Radio bedeutet, das bedeutet den Gehörlosen der Fernseher, dessen Preis so niedrig sein soll, daß seine Beschaffung jedermann möglich sein dürfte.

Der Preis des Zusatzgerätes zu den im Handel befindlichen Bildfunkempfängern dürfte je nach der Ausführung zwischen zehn bis vierzig Mark liegen, also zwanzig bis fünfzig Franken.

Aehnlich wie bei einem Stereoskop blickt man bei dem Fernseher-Zusatzgerät durch zwei Vergrößerungsgläser und erkennt die Bilder plastisch (deutlich geformt) wie in der Wirklichkeit. Würde der Bildfunk plastische Bilder senden, könnte man diese ebenfalls durch den Apparat Levys wie mit einem Stereoskop wirklichkeitsgetreu erkennen. Aus der Gehörlosenzeitung „Die Stimme“.